

Die Natur kennt uns nicht

Es war eine Schildkröte, die mich vor vielen Jahren den Entschluss fassen liess, niemals wieder einen Zoo zu betreten.

Wie sie apathisch innerhalb kalter Betonwände den Kopf hin und her wiegte. Ein in kaltes Licht getauchter Kasten, in die Wand eingelassen.

Durch ein dickes Glas getrennt von den Besuchern, welche die Terrarien einzelner Arten im dunklen Gang des Amphibienbaus mit gelangweilten Blicken abwanderten. Mit Tierschutz hatte ich damals noch nichts am Hut und erst recht nicht mit Tierrechten. Aber von Gerechtigkeit, da glaubte ich etwas zu verstehen. Und von Ungerechtigkeit.

Freilich konnte ich meinen Entschluss von damals nicht aufrechterhalten. Meine zwei Töchter hätten es nicht verstanden – in einem Alter, in dem der Zoo noch ein grosses Abenteuer war. Und als meine grosse Tochter den Gepard beobachtete, wie er am Gehegegitter entlanghetzte – leerer Blick – ausgetretener Pfad – immer wiederkehrende Bewegungen – und so ganz und gar ohne Aussicht auf ein freies Leben – da wusste ich, dass es gut war, Ungerechtigkeit ganz unmittelbar selbst zu erleben.

Manchmal muss ich heute ein Missverständnis aufklären: Nein, ich liebe Tiere nicht. Ich bin nicht vernarrt in süsse Kulleraugen von Hundebabys. Oder in weiches Katzenfell. Ich brauche Tiere auch nicht zum Leben um mich herum. Und auch als ich noch in der veganen Bewegung aktiv war, tat ich dies nicht, weil mir Tiere so leid taten. Nein, es ist sogar so, dass ich es manchmal regelrecht in mir suchen muss: das Mitgefühl für Tiere.

Es war etwas anderes: Das gesteigerte Empfinden von Ungerechtigkeit. Und so verstand ich mein Eintreten für Tierrechte immer als Kampf für mehr Gerechtigkeit gegenüber der Natur.

Ich kann nicht sagen, dass ich mich heute weiter entwickelt habe. Ich kann auch nicht sagen, dass ich zurückgefallen wäre. Und dennoch ist es verblasst, das Gefühl der Ungerechtigkeit der Menschen gegenüber der Natur. Und ich glaube auch zu wissen, warum: weil es diese Ungerechtigkeit überhaupt nicht gibt. Nicht geben kann.

Wer sind wir für die Natur? Schon lange beschäftigt mich diese Frage. Ich weiss nicht, wie ich morgen darüber denken werde, aber heute wäre meine Antwort: Niemand.

Die Natur kennt uns gar nicht. Sie nimmt uns nicht einmal wahr. Wir können ihr keine Forderungen stellen. Wir können sie nicht hinters Licht führen, und verhandeln lässt sie schon gar nicht mit sich. Und das, was wir als Unrecht verstehen, ist letzten Endes nur Teil von ihr selbst. Denn wir sind ebenso Teil der Natur wie ein Floh. Wie eine Seerose. Und wie ein mächtiges Steinkohleflöz tief unter der Erde.

«Artgerecht». «Naturverträglich». «Umweltfreundlich». Immer mehr verliere ich meinen Respekt vor solchen Begriffen, die doch nur in die Irre führen. Oder so ein Tierschutzlabel, das bestimmter Tierhaltung bescheinigt, dass das getötete Tier zuvor ein angenehmeres Leben führen durfte. Und was soll das? Bei den Menschen machen wir es anders herum: Da entsetzt uns der gewaltsame Tod von ein paar wohlhabenden Menschen viel mehr als

«Die Natur kennt uns nicht. Wir sind einfach nur eines ihrer Abermilliarden Experimente.»

der von ein paar armen Schluckern aus Afrika in den Kobaltminen. Oder der Tanz um die Klimaverträglichkeit. Dabei waren der Natur abgeschmolzene Polkappen schon immer völlig gleich. Weil das Leben und die Natur in ständiger Umwälzung sind und es gerade Katastrophen sind, welche die Evolution vorantreiben. Da, wo Gefahr ist und Leid, sucht die Natur neue Wege. Und wer wagt schon ein Urteil zu fällen darüber, ob jene Richtung die «richtige» sei oder eine andere?

Die Natur kennt uns nicht. Wir sind einfach nur eines ihrer Abermilliarden Experimente. Mit unserem Handeln, unserem Wirken auf dem Planeten können wir sie nicht verletzen. Wir können nichts schlecht machen – und auch nichts gut. Und wir können nicht ungerecht zu ihr sein. Denn alles, was wir tun, kommt aus ihr selbst heraus und folgt stoisch den allgegenwärtigen Gesetzen der Evolution und keinen Hauch können wir daran ändern. So denke ich heute.

Und so glaube ich inzwischen auch, dass wir die Natur auch nicht aus dem Gleichgewicht bringen können. Weil es kein Gleichgewicht für die Natur gibt. Ganz im Gegensatz zu uns selbst. Die Umstände, die das menschliche Leben auf der Erde aufblühen liessen, sind so einmalig und dabei so verletzlich und vergänglich. Die Natur im Gleichgewicht zu halten bedeutet deshalb nichts anderes, als das Gleichgewicht für den Menschen zu erhal-

ten. Umweltfreundlich zu sein bedeutet letzten Endes nur: die Umwelt so zu bewahren, dass menschliches Leben in ihr möglich ist. Natur strebt immer vorwärts. Und ihr ist es vollkommen gleich, wohin. Der Mensch hingegen will erhalten. Er muss erhalten. Und er hat es damit ungleich schwerer.

Manchmal denke ich darüber nach, wie kommende Generationen über das sich verändernde Umweltverständnis unserer Tage denken werden. Werden sie lachen über die Überheblichkeit der Menschen um die Jahrtausendwende? Oder werden sie fassungslos darüber sein? Werden sie sich fragen, wie die Menschen damals wirklich noch immer denken konnten, dass sie die Natur bezwingen oder in Schach halten können?

Oder werden sie anerkennen, dass in dieser Zeit ein Umdenken einsetzte? Ein Umdenken im Selbstverständnis der Menschen?

Vegan zu leben wäre dann vielleicht eine der Ausdrucksformen, die das erstarkende Verstehen damals begleiteten. Ungeschickt noch und etwas naiv und von vielen missver-

standen und auch missbraucht. Aber möglicherweise wissen unsere Nachkommen bereits, dass sich daraus wiederum ganz neuartige und progressive Denkweisen herausbildeten, die die Rolle des Menschen in der Natur viel realistischer zeichneten als andere zuvor. Zum Beispiel, dass Umweltschutz immer nur Menschenschutz bedeutet. Und vielleicht hat der Mensch mit diesem Begreifen vielleicht sogar seine Arroganz verloren und sich endlich als eine unter unbegreiflich vielen Formen des Lebens verstanden. Und vielleicht ist es ihm dann gelungen, einen Jahrhunderte währenden Konflikt zu beenden: den mit der Natur. Oder anders: den mit seinem falschen Verständnis von der Natur.

Schildkröten in Betonkästen wird es dann nicht mehr geben. Und auch keine Tierfabriken. Veganer wird es nicht mehr geben. Und auch keine Omnivoren.

So denke ich heute. Ich weiss nicht, wie ich morgen denken werde.

Marsili Cronberg

Zur Person

Wer mehr von Marsili Cronberg lesen möchte, dem empfiehlt sich sein Buch «Wie ich verlernte, Tiere zu essen». Für *Swissveg* schreibt er regelmässige Beiträge zu philosophischen Überlegungen der veganen Lebensweise. Fragen und Gedanken zu seinen Texten können direkt geschickt werden an: marsili-cronberg@gmx.de